

STORY DES TAGES

Lukas und die Drogen seines Lebens

Der 23-Jährige lebt seit drei Jahren auf der Straße und nimmt Crack und Heroin. Abhängige wie er sind für die Sozialarbeit kaum mehr zu erreichen. Jetzt droht sich auch noch Fentanyl in Deutschland auszubreiten – mit fatalen Folgen.

Von Thorsten Fuchs

Er dürfte jetzt nicht hier sein. Nicht hier, auf dem Westenhellweg, der Dortmunder Fußgängerzone, zwischen H&M, Galeria, Douglas, dem Sneaker-Shop. Er war ja am Morgen schon mal hier, hatte geschnorrt, wie er es nennt, aggressiv gebettelt, wie es die Kontrolleure vom Ordnungsamt nennen, die ihn fortschickten. Der Platzverweis gilt für den ganzen Tag. „Ich kann mich auch still hinsetzen und große Augen machen“, sagt Lukas. „Aber dann gibt es nichts.“ Und er kann woanders hingehen. Aber dann gibt es auch nichts.

Lukas greift in seine Hosentasche, ein paar Münzen liegen darin, 69 Cent. Es ist Nachmittag, er wird unruhig, er braucht den nächsten Zug. „Hey Kollege, hast du mal zwei Euro“, so spricht er die Menschen an, die meisten sehen einfach durch ihn durch. „Das ist das Bitterste“, sagt er, „wenn sie so tun, als wärst du nicht da.“ Wenn ihm das ein paar Mal passiert, streckt er dem Nächsten einfach die Zunge raus, ohne ein Wort. Dann gibt es auch kein Geld. Aber das ist ihm dann egal. Wie so vieles. Wenn ihn die Kontrolleure wieder erwischen, bringen sie ihn zur Polizei, ins Gewahrsam.

Keiner weiß, wie viele es sind

23 Jahre ist Lukas alt. Seit drei Jahren, sagt er, seitdem seine Pflegefamilie mit ihm brach oder er mit ihr, lebt er auf der Straße. Und raucht Crack. „Zehnmal am Tag. Elfmal. Egal, so oft, wie man kann. Wie man Geld hat.“ Wobei Lukas nicht Crack sagen würde. Niemand, der Crack raucht, sagt Crack, so schlecht ist das Image dieser Droge auch bei allen, die sie nehmen. „Weißes“, sagt Lukas, oder „Kokain“, nur bitte nicht: Crack.

Vor acht Jahren hat diese Droge ihren Eroberungszug durch Deutschland angetreten. Crack gab es hier auch früher schon, in Hamburg, Hannover, Frankfurt. Aber dann, nach 2016, verbreitete es sich auch in anderen Städten. Köln, Düsseldorf, Dortmund, Münster, Bremen, vor allem in den Städten im Norden und Westen. Niemand weiß, wie viele Abhängige es in Deutschland gibt. Es gibt nur Anhaltspunkte, wie rasch sich die Droge ausgebreitet hat. Im Kick, im Konsumraum in Dortmund, dem größten in Deutschland, wurde 2016 gerade mal 202-mal Crack genommen, 2022 waren es dann schon gut 16000- und im vergangenen Jahr mehr als 23000-mal, bei allerdings auch deutlich verlängerten Öffnungszeiten.

Kokain aus Kolumbien

Der Grund dafür hat viel mit Handelswegen zu tun. Und mit Preisen. Crack wird aus Kokain gemacht. Das Pulver wird mit Natron und Wasser gemischt, aufgekocht, die weißen Steine, die am Ende übrig bleiben, knacken beim Rauchen in der Pfeife, daher der Name.

Seit dem Frieden der Farc-Rebellen mit der kolumbianischen Regierung 2016 schwemmen die Kartelle von dort das Kokain zunehmend nach Europa. Die Jahr für Jahr neuen Rekordfunde in den Häfen von Rotterdam und Antwerpen, mutmaßlich ein Bruchteil der tatsächlich geschmuggelten Mengen, sind das deutlichste Zeichen, wie die Kartelle die Droge nach Europa drücken. Der Großteil landet davon bei den Party- und Mittelschichtkonsumenten in Hamburg oder München, wird ausgeliefert über Pizzataxis oder Fahrradkurier. Und der Rest erreicht dann das Crack-Proletariat auf den Straßen von Berlin oder Dortmund. Ein Zehntel Gramm, eine Dosis, kostet 8 bis 10 Euro. Vor wenigen Jahren war es noch das Doppelte.

Vor allem aber ist die Wirkung eine andere. Heroin, die Droge der älteren Szene, beruhigt. Kokain putscht auf. Und Crack katapultiert die Abhängigen in eine andere Welt. „Das ist eine Explosion im Kopf. Eine Glücksexplosion“, sagt Lukas. Doch das Glück hält nur Minuten. Der Absturz danach ist umso tiefer. Die Zyk-



Glücksgefühl für Minuten, dann kommt der Absturz: Lukas lebt in Dortmund auf der Straße und konsumiert täglich Heroin und Crack.

FOTOS: JONAS DENGLER/RND



Gezeichnet: Der Alltag auf der Straße und sein Drogenkonsum hinterlassen Spuren an Lukas' Körper.



Geld für Drogen: Für seinen Konsum geht Lukas jeden Tag aufs Neue in die Stadt, um zu betteln.



Auf seine Weise: Lukas legt Wert auf seine Kleidung und einen eigenen Stil – wie die einseitig über die Hose gezogene Socke.



Platzverweis: Nicht selten erwischt ihn die Polizei beim Betteln in der Fußgängerzone.

len werden immer kürzer, „und jedes Mal hoffst du, dass es wieder so wird wie beim ersten Mal.“ Crack bestimmt den Tag. Hat Lukas eine Pfeife geraucht, gibt es nur noch einen Gedanken: Woher kommt die nächste?

Es ist kein guter Tag für Lukas. Niemand gibt ihm etwas. Vielleicht, denkt er manchmal, sieht er nicht abgerissen genug aus. Er trägt seine schwarze Lederjacke, darunter ein viel zu langes Tweed-Sakko, darüber einen riesigen Daunenmantel. Kleidung ist ihm wichtig, auch wenn er sie aus den Altkleidern aufammelt. Frauen geben ihm normalerweise mehr, „vielleicht so ein Mütterding“, sagt er, mit seinem jugendhaften Gesicht wirkt er wie 18.

Ende der Magie

Vor jedem Geschäftsfenster bleibt er stehen, beugt sich hinunter. Er schaut, ob jemand Geld verloren hat. Er wird langsam unruhig. „Die Magie ist aufgebraucht“, sagt er irgendwann, unvermittelt. „Wie bei Santa Clause“, dem Weihnachtsmann, dem nur eine Nacht Zeit bleibt, bis der Zauber verfliegt, Lukas hat den Film als Kind gesehen.

Und so, wie Crack anders wirkt, wie es den Rhythmus aus Hoch und Tief um das Zehnfache beschleunigt, so hat es auch den Charakter der Drogenszene verändert.

Andreas Müller ist Sozialarbeiter bei Kick, der Hilfseinrichtung in Dortmund, 67 Jahre alt, seit fast 30 Jahre arbeitet er in der Drogenhilfe. „Was viel deutlicher ist als früher“, sagt er, „ist die Verelendung.“ Geistig und körperlich. Die Stimmung in der Szene ist aggressiver geworden, zum Teil seien die Abhängigen auch tagelang wach, essen kaum noch, ignorieren auch den eigenen Körper, bis zur völligen Vernachlässigung zum Beispiel von Wunden. „Wir hatten Leute, die haben ihr Bein verloren, weil es wichtiger war zu konsumieren, statt sich darum zu kümmern“, sagt Müller.

Crack sorgt für Konflikte. Zwischen Abhängigen, die offensiver auftreten, sichtbarer sind mit ihrem Elend – und Anwohnern, Geschäftsleuten, der Polizei. In Hamburg ist die Zahl der Drogendelikte im ersten Halbjahr des vergangenen Jahres um 10 Prozent gestiegen, im Zusammenhang mit Crack sogar um 35 Prozent. In Bremen hat sich die Szene bis in Wohnviertel ausgebreitet, rund um einen Platz haben Anwohner eine Petition gestartet und eine Verlagerung gefordert. In Dortmund liegt das Kick mit seinen Konsumräumen in Sichtweite der Thier-Galerie, einer Hochglanzpassage, zur Unzufriedenheit der Geschäftsleute.

Für die Sozialarbeiterinnen und

Sozialarbeiter sind diese neuen Abhängigen enorm schwer zu erreichen. Aline Dickel ist 29 Jahre alt und Streetworkerin, jeden Tag sucht sie die Abhängigen da, wo sie ihre Tage und Nächte verbringen, auf Parkdecks, in Parks, in der Fußgängerzone. Eines ihrer Ziele: dass die Menschen zumindest einen Ausweis bekommen. Damit sie Sozialleistungen bekommen oder eine Krankenversicherung.

„Früher“, sagt sie, „war es viel eher möglich, Absprachen zu treffen. Aber das mache ich kaum mehr, weil ich weiß es bringt nichts.“ Manchmal vereinbart sie drei Termine beim Bürgeramt, und wenn einmal jemand kommt, „dann freue ich mich“.

„Wir wissen, dass synthetische Opiode längst auch in Deutschland unterwegs sind.“

Daniel Deimel,
Suchtforscher



30 Jahre Erfahrung: Der ehemalige Sozialarbeiter Andreas Müller ist Rentner, engagiert sich jedoch weiterhin in der Drogenhilfeeinrichtung Kick.



Freut sich auch über kleine Erfolge: Streetworkerin Aline Dickel sucht die Menschen dort auf, wo sie sich gerade befinden.



Drogenutensilien: Andreas Müller zeigt, was man zum „Blech-Rauchen“ alles benötigt: Ein Röhrchen und ein Stück Alufolie.



Vor dem schnellen Rausch: Ein Nutzer bereitet im Konsumraum der Drogenhilfeeinrichtung Kick seinen Heroinschuss vor.

Und selbst kleine Erfolge sind mühsam zu erringen. Von einem psychotischen Klienten erzählt sie, der regelmäßig schreiend durch die Fußgängerzone läuft. Anfangs, sagt sie, habe er nicht mal mit ihr geredet. Drei bis vier Monate habe es dann gedauert, bis er sich den Drogenkonsumraum zumindest einmal angesehen hat – und dann ein weiteres halbes Jahr, bis er die Angebote dort wirklich angenommen hat. „Das war für ihn, der so schwer erreichbar ist, schon ein Riesenschritt.“

Freunde in der Szene? Nein, sagt Lukas, da gebe es niemanden. Auch sonst nicht. Zweimal hat er in den drei Jahren eine Therapie gemacht, für ein halbes Jahr war er einmal raus, das hat er durchgehalten. „Aber als ich wiederkam war alles wie vorher.“ Keine Wohnung, keine Arbeit, aber dieselben Menschen wie vorher, die ihm Stoff andienten.

Als sei am Ende alles Stoff

Lukas sitzt in dem kleinen Café der Drogenhilfe, vor sich ein Stück Kuchen mit Sprühsahne. „Gute Materie“, sagt er kauend, als sei für ihn alles am Ende Stoff. In einer Ecke des Raumes hängen Anzeigen und Fotos mit den Namen der Gestorbenen, Jörg, Olaf, Robert, Jürgen, Oliver und so weiter.

Die Politik jedoch, so beklagen Experten, widmen dieser neuen Art der Drogenkrise viel zu wenig Aufmerksamkeit. Die Cannabislegalisierung, kritisieren viele, habe in den vergangenen zwei Jahren alle Debatten und Kräfte gebunden. Dabei deutet sich an, dass jetzt ein Szenario wahr werden könnte, vor dem sie schon länger warnen.

Noch in dieser Woche will die Deutsche Aidshilfe die Ergebnisse einer vom Bundesgesundheitsministerium geförderten Modellstudie bekannt geben. Die Zahlen sollen zeigen, wie verbreitet synthetische Opiode hierzulande als Streckmittel in Heroin bereits sind. Fentanyl, das bekannteste von ihnen, Auslöser der Opioidkrise in den USA und Kanada, eigentlich ein hochwirksames Schmerzmittel, ist 50-mal stärker als Heroin – und extrem schnell überzudosieren. Die Befürchtung wiederum ist, dass es nach dem weitgehenden Stopp des Opiumanbaus in Afghanistan verstärkt als Beimischung in Heroin genutzt werden könnte – mit tödlichen Folgen.

Bislang kein Substitutionsmittel

„Wir wissen, dass synthetische Opiode längst auch in Deutschland unterwegs sind“, sagt der Suchtforscher Daniel Deimel von der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen. Alles deute darauf hin, dass sich das Problem in ein bis eineinhalb Jahren erheblich verschärfen wird. „Jetzt wäre die Zeit zu handeln. Aber bisher passiert viel zu wenig.“ In einer von Crack längst veränderten Szene könnten diese neuen Drogen besonders fatal wirken. Schon jetzt ist die Zahl der Drogentoten so hoch wie seit Jahren nicht, 2022 starben so fast 2000 Menschen.

Deshalb fordert Deimel zum Beispiel eine breitere Verteilung von Notfallmedikamenten, die im Falle einer Überdosierung helfen. Da es bislang kein Substitutionsmittel gibt, plädiert Deimel außerdem für die Abgabe von Originalstoff, also Kokain. Die Probleme sind auch ihm bewusst: Woher soll der Stoff kommen? Wäre es ethisch gerechtfertigt, beschlagnahmtes Kokain zu benutzen?

Dennoch ist Deimel dafür. Es wäre, aus seiner Sicht, „pragmatisch und schadensmindernd. Wir können nicht mehr warten. Es gibt bisher keine Alternative.“

Auch Lukas nimmt, wie so viele, zusätzlich zu Crack Heroin. Ob er Angst hat vor Fentanyl, vor einer Überdosierung? „Nein“, sagt er und lächelt. Als hätte er eine Wahl.

Sein Weg durch die Fußgängerzone ist längst nicht zu Ende, da erwischen ihn die Kontrolleure des Ordnungsamts. Zwei Männer, eine Frau, in Zivil. Lukas schaut ängstlich, sie stehen im Halbkreis um ihn. Noch einmal lassen sie ihn gehen. Aber dies, sagen sie ihm, sei die letzte Warnung gewesen.